Haiti

«Martelly ist ein Zweckoptimist»

Rolf Maibach bezweifelt, dass der Karibikstaat ohne fremde Hilfe überleben kann. Der Schweizer Arzt und ehemalige Spitaldirektor in Haiti hält den Plan des Präsidenten für unsinnig, eine neue Armee aufzubauen.

Mit Rolf Maibach sprach Christof Münger in Ilanz

Der Präsident von Haiti, Michel Martelly, hat kürzlich am WEF in Davos gesagt: «Es geht jeden Tag besser.» Die Haitianer hätten zwei Jahre nach dem schweren Erdbeben wieder Vertrauen in die Zukunft. Sind Sie auch so optimistisch?
Von meinem Naturell her schon. Ich war sogar kurz nach dem Erdbeben am 12. Januar 2010 optimistisch, weil die Haitianer weltweit am besten improvisieren können. Trotzdem ist Martelly ein Zweckoptimist, denn die Realität ist eine andere. Der Wiederaufbau verläuft sehr langsam, vor allem in der Hauptstadt Port-au-Prince, wo es kein Grundbuch gibt. Wenn nicht geklärt ist, wem was gehört, kann auch nicht gebaut werden. Zudem ist noch lange nicht aller Schutt abgetragen.

Kann der ehemalige Popstar die immensen Erwartungen erfüllen, welche die Haitianer in ihn stecken?
Sein Problem ist, dass er keinen Rückhalt hat in einer Partei. Ronald Reagan kam ebenfalls aus dem Showbusiness, aber gleichzeitig aus einer Partei. Deshalb hat sich Martellys Regierungsbildung verzögert. Und bereits hat er Streit mit dem Parlament. Es gibt auch zu viele Minister in seiner Regierung. Das kostet und macht mich skeptisch.

Martelly hat sich gerühmt, dass nun 900 000 Kinder wieder zu Schule gingen und dort zu essen bekämen. Allerdings verpflegt das UNO-Welternährungsprogramm über eine Million Kinder. Schmückt sich der Präsident mit fremden Federn?
Mich freut es, dass er anders als frühere Präsidenten in die Bildung investieren möchte. Bisher konnten nur jene Eltern ihre Kinder zur Schule schicken, die Geld hatten. Auch die Lehrerausbildung liegt im Argen. Das ist das Hauptproblem. Wer es sich leisten kann, geht immer noch ins Ausland. Zurück in den Slums bleiben die Unausgebildeten, die das Land nicht vorwärtsbringen. Nun hat Martelly aber ein Programm lanciert, von dem ich Positives höre.

Wie finanziert er es?
Er erhebt angeblich eine Art Steuer auf jeden Telefonanruf. Das ist einträglich, denn in Haiti telefonieren alle, jeder hat ein Handy, selbst die Unterernährten. Zudem zieht Martelly Spesen ein für Finanztransaktionen von Exilhaitianern und Hilfswerken aus dem Ausland nach Haiti.

Mit diesem Geld will Martelly auch wieder eine Armee aufbauen.
Mich frustriert, dass er das will. Haiti hat andere Sorgen. Und es braucht sie auch gar nicht, weil die UNO eine verlässliche Polizei aufgebaut hat, welche die Sicherheit gewährleisten kann. 2004, nach dem Sturz von Aristide, war die Sicherheitslage prekär, unsere Ärzte fürchteten, dass ihre Kinder entführt würden. Die Polizei hatte damals einen miserablen Ruf und war korrupt. Das hat sich geändert. In Chile kam es nach dem dortigen Beben im Februar 2010 zu grossen Plünderungen. Nicht aber in Haiti.

Michel Martelly, der Präsident Haitis, besucht mit dem ehemaligen US-Präsidenten Jimmy Carter ein Hilfsprojekt. Foto: AFP

Weshalb will Martelly diese Armee?
Wegen der Blauhelme. Es ist nachgewiesen, dass UNO-Soldaten aus Nepal die Cholera eingeschleppt haben. Zudem gab es Vergewaltigungen. Für die Haitianer ist die Weltorganisation seither der Sündenbock. Zu Recht, was die Cholera-Epidemie betrifft, zu Unrecht für den ganzen Rest der Misere. Deshalb will Martelly die UNO durch eine haitianische Armee ersetzen.

Wird es so weit kommen?
Aus Sicht meiner haitianischen Freunde steht der Rückzug der UNO fest. Verläuft er geordnet, bietet er eine Chance. Haiti muss endlich auf die eigenen Beine kommen. Nur wenn die Haitianer Selbstverantwortung und Eigentumsbewusstsein entwickeln, geht es vorwärts. Viel zu viele warten immer noch darauf, dass es Manna vom Himmel regnet. Das Problem ist, dass Martelly für seine Armee zwar neues Personal will, aber auf die Offiziere von Diktator Jean-Claude «Baby Doc» Duvalier zurückgreifen muss.

Martelly beschwört das neue Haiti, in das internationale Firmen wie der Telecomanbieter Digicel Hunderte Millionen Dollar investieren. Spüren Sie im Albert-Schweitzer-Spital im Artibonite-Tal etwas von dieser Aufbruchstimmung?
Noch viel zu wenig. Wenn es Martelly aber gelingt, die Zentralisierung abzuschwächen und die Regionen zu stärken, wäre dies ein Segen. Und es gibt Ansätze: So wurde nach dem Beben mit privater Hilfe aus den USA in Mirebalais ein grosses Spital gebaut. Es soll im Sommer als erstes Universitätsspital in der Provinz eröffnet werden. Unklar ist, ob es der Regierung gelingt, qualifiziertes Personal zu finden. Zudem gibt es in Haiti ein altes, vor zwanzig Jahren geschlossenes Kupferbergwerk, das eine Schweizer Firma in Betrieb nehmen will. Das gäbe 4000 Arbeitsplätze. Die Frage ist, ob Haiti davon profitieren könnte, indem seine Infrastruktur aufgebaut würde.

Angeblich funktionieren Handys und Smartphones einwandfrei, während die Wasserversorgung immer noch katastrophal ist.
Wir versuchen in unserem Spital seit 50 Jahren vergeblich, einen Anschluss ans Wasser- und Stromnetz zu bekommen. Ein Fluss wäre vorhanden, aber der Staat macht nichts. Wir haben uns inzwischen daran gewöhnt, dass wir autark sein müssen. Wir machen alles selber, und das Wasser ist rationiert.

Gibt es immer noch keine staatlichen Strukturen in Haiti, das bisher nur Regierungen hatte, die korrupt und unfähig waren?
Nein. Martelly hat Monate gebraucht, um eine Regierung zu bilden. Falls aber das erwähnte neue Spital seinen Betrieb aufnimmt, wäre das ein Tatbeweis, der Hoffnung weckt. Ich habe allerdings schon einige Krankenhäuser gesehen, die mit viel Tamtam eingeweiht wurden, dann jedoch nie richtig funktionierten.

Wie kommt in Deschapelles, wo Ihr Spital steht, der Wieder aufbau voran?
Der Wiederaufbau ist in der Provinz einfacher als in der Hauptstadt, weil man Platz hat und Bauten aus Fertigteilen errichten kann. Ausserdem unterstützt das Albert-Schweitzer-Spital auch andere Programme für die 160 000 Erdbebenflüchtlinge, die in unsere Region kamen. Sie wurden im Strassenbau und in der Aufforstung eingesetzt, erhielten Mikrokredite oder halfen, in den Dörfern Wasserfassungen und nun, wegen der Cholera, Latrinen zu bauen.

Konnte die Cholera eingedämmt werden?
Wir haben 7114 Cholerapatienten behandelt. Im Sommer 2011 gab es eine zweite Epidemie, wobei unser Spital noch mehr in Anspruch genommen wurde, weil die meisten ausländischen Helfer nach der ersten Epidemie 2010 abgezogen worden waren. Aber das Gesundheitsministerium hat einiges getan in Sachen Prävention und mithilfe von Digicel die Haitianer via SMS gewarnt.

Nach dem Beben sind Tausende Nichtregierungsorganisationen, die NGOs, nach Haiti gekommen. Werden diese Hilfeleistungen nun von der Regierung koordiniert?
Das läuft besser. Es gibt nicht mehr so viele NGOs, die einfach irgendwo irgendetwas machen. Das war eine Katastrophe in der Katastrophe. Dieses Chaos hat dazu geführt, dass viele unnötige Amputationen vorgenommen wurden. Wir machten nur 15 Amputationen auf 1300 Verletzte. Wenn der Staat in einem Katastrophengebiet nicht vorhanden ist, kann Hilfe nur nachhaltig sein, wenn sich eine NGO einer Institution anschliesst, die bereits vor Ort ist und Land und Leute kennt, und nicht einen Plan verfolgt, der in Bern oder Genf gemacht worden ist. Zudem haben die NGOs das Lohngefüge durcheinandergebracht, indem sie zu viel zahlten. Auch wir verloren deshalb fähige Ärzte.

Sie vertreten mit der Bündner Partnerschaft, die das Albert-Schweitzer-Spital unterstützt, auch eine NGO.
Wir sind aber nicht selbstständig, sondern arbeiten vollständig für dieses Spital, das einer internationalen Stiftung gehört. Ich würde selber nie eine Institution wie ein Spital gründen. Das Albert-Schweitzer-Spital wurde 1956 eröffnet, weil es im Artibonite-Tal nichts gab. Wir haben einen unbegrenzten Vertrag mit der Regierung, und das Spital wurde im Baurecht gebaut.

Könnte Haiti ohne Hilfe überleben?
Im Moment auf keinen Fall. Die NGOs standen zu Recht in der Kritik, ohne sie geht es aber auch nicht.

Martelly sagte jedoch in Davos, sein Land brauche keine Hilfe mehr, sondern Handel.
Das wäre ein Schritt in die richtige Richtung weg von der Abhängigkeit. Im Moment ist das aber zu früh und nicht möglich. Den Mittelstand wird es in Haiti noch lange nicht geben. Einige wenige Familien sind sehr reich. Sie sind apolitisch und wollen einfach ihre Pfründen halten, oft mit Schmiergeldern. Man müsste dafür sorgen, dass diese Oligarchen ihre Steuern bezahlen.

Ist es eine Illusion, dass das Albert-Schweitzer-Spital irgendwann Haitianern übergeben werden kann?
Bei der Gründung 1956 war das Ziel, das Spital in zehn Jahren vollständig den Haitianern zu übergeben. Das Ziel ist geblieben, aber wir sind weit davon entfernt. Nun haben wir allerdings das Choleraprogramm an die Regierungsspitäler abgetreten. Wenn das funktioniert, wäre es ein Erfolg. Die nächste Epidemie wird im Juni kommen wegen der Regenzeit. Dann werden wir sehen. Wir haben bereits das Programm für die ambulanten HIV- und Aidspatienten übergeben. Und das hat geklappt. Das haitianische Aidsprogramm ist erfolgreich, die Infektionsrate geht zurück.

TA-Grafik kmh

Rolf Maibach

Pendler zwischen Ilanz und Haiti

Der abtretende Schweizer des Jahres hat seine Ehrung genutzt, um Geld für «sein» Spital zu sammeln.

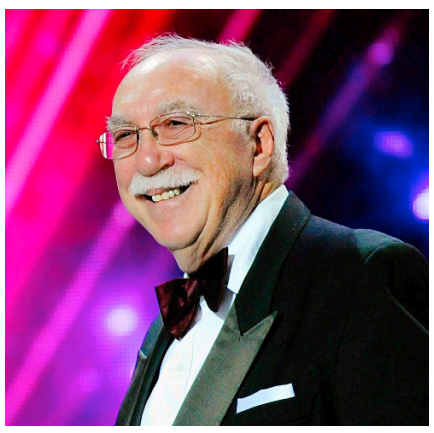
«Ab und zu als Cervelatprominenter aufzutreten, macht mir Spass», sagt Rolf Maibach beim Gespräch in seinem Einfamilienhaus in Ilanz. Deshalb freut er sich auf morgen Samstag, dann wenn sein Nachfolger geehrt wird: Der Kinderarzt wird in Crans-Montana Didier Cuche, dem neuen Schweizer des Jahres, einen Stein überreichen.

Im Januar 2011, ein Jahr nach dem Erdbeben in Haiti mit 310 000 Toten, hatte das Schweizer TV-Publikum Maibach und seine Mitarbeiterin Marianne Barthelmy-Kaufmann als Schweizer des Jahres gewählt. Die beiden hatten sich unermüdlich für die Opfer des Bebens eingesetzt, er als medizinischer Direktor des Hôpital Albert-Schweitzer in Deschapelles, sie als seine unverzichtbare Krankenschwester. Weitere Ehrungen folgten in Deutschland und den USA.

Maibach wusste die Auszeichnung als Schweizer des Jahres zu nutzen: «Es ist heute einfacher für mich, Leute zu kontaktieren, die unserem Spital helfen können, sei es als Geldgeber, Ärztin oder Pfleger.» Die Spenden hätten sich mehr als verdoppelt im Vergleich zur Zeit vor dem Beben. Maibach ist heute ehrenamtlicher Geschäftsführer der Bündner Partnerschaft und «100-prozentig» ausgelastet, Geld zu sammeln für das Albert-Schweitzer-Spital in Haiti. Seine Frau Raphaela ist die Präsidentin der 1997 gemeinsam gegründeten Stiftung.

Nach mehreren Kurzeinsätzen seit Mitte der 90er-Jahre ist das Ehepaar Maibach, das vier erwachsene Kinder hat, 2006 ganz nach Haiti gezogen. Von 2008 bis 2010 leitete der heute 68-jährige Arzt das Albert-Schweitzer-Spital, seine Frau führte das Labor. Heute pendeln die Maibachs zwischen Haiti und Ilanz, im April fliegen sie wieder nach Port-au-Prince. Er erhalte von den Haitianern, deren Überlebenswille ihn fasziniere, viel mehr, als er ihnen je geben könne, sagt Maibach. «Und wenn mich im Spital ein Kind anlacht, zeigt es mir, dass Glück etwas anderes ist, als wir manchmal meinen.» *(chm)*

www.hopitalalbertschweitzer.org



Kinderarzt Rolf Maibach. Foto: Keystone